

WOHNEN OHNE SCHRANKEN

Mitten unter uns

TEXT: LIZA PAPAZOGLU

Selbstbestimmt wohnen und ganz selbstverständlich Teil unserer Gesellschaft sein: Das möchten auch Menschen mit einer Beeinträchtigung. Bei einigen Wohnbaugenossenschaften können sie das schon lange im kleinen Rahmen. Neuere Projekte ermöglichen nun Inklusion im grossen Stil. Sie könnten Schule machen.

Ein Berg Kartoffeln türmt sich bereits in einer Schüssel, ein junger Mann kämpft mit einer Rande. Konzentriert schälen einige Jugendliche Gemüse, zwei schneiden Stäbchen für Backofenpomes. Dazwischen wird herumgewitzelt; einer zieht einem Mädchen die Sweatshirtkapuze über den Kopf, die Jungs klopfen Sprüche. Wenn es nach ihm gegangen wäre, gäbe es am liebsten «was Ungesundes», lacht einer, Spaghetti oder Burger oder so. Stattdessen wird nun Kräuterquark gemischt. Freundlich hält Elisabeth Stucky die Teenager zum Weitermachen an; bald werden die Gäste eintreffen, und weil kurz-

fristig zwei als Helfer eingeplante Familien aus der Genossenschaftssiedlung ausgefallen sind, braucht es einen kleinen Endspurt.

«Mit solchen Anlässen erreichen wir gleich mehrere Ziele: Unsere Jugendlichen üben praktische Fertigkeiten. Dabei übersetzen sie das Thema Food Waste aus dem Unterricht in die Praxis und bereiten aus nicht perfektem Gemüse, das sonst vernichtet worden wäre, ein Zmittag. Gleichzeitig ist das eine wunderbare Gelegenheit, uns mit den übrigen Bewohnerinnen und Bewohnern der Siedlung zu vernetzen», erklärt Elisabeth Stucky. Die Sozialpädagogin

Jugendliche wie Laura, Céline und Diana lernen in der «Schulwohnung» selbständig haushalten und nachbarschaftliches Zusammenleben. Die heilpädagogische Rafaelschule mietet dafür eine Wohnung in der Siedlung Eyhof der Baugenossenschaft Schönheim.

leitet die «Schulwohnung» der Rafaelschule, einer heilpädagogischen Tagesschule für Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen.

Zusammenleben lernen in der Schulwohnung

Die Schulwohnung besteht seit sechs Jahren; seit eineinhalb Jahren ist sie in der Siedlung Eyhof der Baugenossenschaft Schönheim in Zürich Albisrieden untergebracht. Dafür konnte die Institution im Neubau eine Sechszimmerwohnung mieten. Jugendliche in der Berufswahlphase werden hier ganz praktisch aufs möglichst selbständige Wohnen vorbereitet und lernen alles, was dazu gehört, vom Einkaufen und Kochen übers Putzen und Wäschewaschen bis zur Freizeitgestaltung und Nachbarschaftspflege. Dabei wird grösster Wert gelegt auf Mitgestaltung und Selbständigkeit der Schülerinnen und Schüler. Wer will, kann auch einmal pro Woche hier übernachten.

An diesem Montagmittag im November hat die Schulwohnung zum Essen ins Siedlungslokal geladen. Die Stimmung ist locker, der Umgang ungezwungen, auch als nach und nach die schulinternen Gäste und einige Siedlungsbewohner eintreffen. Alle packen mit an; einige decken den Tisch, eine Mutter und ihr kleiner Sohn helfen einer Schülerin, Käsestücke auszupacken und zu schneiden. Derweil erzählt ein Vater, der hier wohnt und bereits den halben Vormittag tüchtig mitgeholfen hat, dass seine beiden Töchter unbedingt hier statt im Hort essen wollten. Gerade die Kinder begegnen den Schülerinnen und Schülern unkompliziert und reagieren mit unverhohlener Neugierde, aber unaufgeregt darauf, dass sich nicht alle gleich gut sprachlich ausdrücken können und teils auch etwas eigenwillig auftreten.

Selbstverständliches Miteinander

Elisabeth Stucky freut sich, ist die Schulwohnung in der Siedlung so gut verankert. «Die Bewohner sind sehr offen, und auch im Alltag gibt es immer wieder schöne Kontakte. Unsere Jugendlichen lernen so neben dem Haushalten, wie nachbarschaftliches Zusammenleben funktioniert.» Das bestätigen nach dem Essen

auch Céline, Laura und Diana. Die 18- und 19-jährigen Frauen sind stolz, dürfen sie die Wohnung zeigen. Sie führen durch alle Zimmer und erklären, wer wo übernachtet; über jedem Bett sind liebevoll gestaltete Plakate mit Fotos von Freunden oder Idolen angebracht. An einer Stellwand hängt neben einer Nahrungsmittelpyramide der aktuelle Ämtliplan. Was ihnen an der Schulwohnung besonders gefällt? «Mit den Kolleginnen hier übernachten, und zusammen etwas machen», antwortet Laura sofort.

Unter den prosaischeren Tätigkeiten mag Diana besonders Zopfbacken und Kochen, Céline und Laura gefällt Bügeln. Daraus sind auch schon kleine Aufträge in der Nachbarschaft entstanden; eine Zeitlang etwa hat Céline für eine Frau geplättet. Und weil Laura gerne Fenster putzt, hat sie einer Familie angeboten, ihr dies ab und zu abzunehmen. Auch gab es schon Einladungen im Haus, gemeinsame Grillbuffets, Bastel- und Guetzle-Nachmittage, und ein Künstler organisierte zusammen mit der Schulwohnung einen offenen Malworkshop, der grossen Anklang fand. Genau um diese selbstverständliche Art der Teilhabe in der Gemeinschaft gehe

«Genau um diese selbstverständliche Teilhabe in der Gemeinschaft geht es.»

es, sagt Elisabeth Stucky. «Solche Erfahrungen sind für unsere Jugendlichen enorm wichtig. Sie erleben etwa, dass man bei Nachbarn einfach klingeln kann, um etwas auszuleihen, und als Dank für ein ausgeliehenes Ei dann zum Beispiel ein Stück Kuchen bringt.» Das genossenschaftliche Umfeld wirke da sicherlich unterstützend, da man Gemeinschaftliches pflege.

Viele wirken im Kleinen

Ähnlich wie die Schönheim arbeiten auch andere Baugenossenschaften mit Institutionen zusammen, die betreute Wohngruppen für Menschen mit kognitiven, psychischen, körperlichen oder Sinnesbeeinträchtigungen anbieten. Beispiele dazu gibt es einige, Zahlen allerdings nicht, denn es existieren keine Statistiken, und in der Regel erfolgen solche En-



Foto: Wohnextra

Anlässe wie das Mittagessen, das die Schulwohnung gemeinsam mit Siedlungsbewohnern der BG Schönheim zubereitet hat, fördern die Vernetzung. Genauso wichtig ist aber der alltägliche nachbarschaftliche Austausch.

agements ohne viel Aufhebens. Meistens aber handelt es sich bis jetzt um Einzelfälle, ausser vielleicht bei grösseren Genossenschaften. Die Allgemeine Baugenossenschaft Zürich (ABZ) etwa beherbergt seit über dreissig Jahren solche Wohngruppen; aktuell vermietet sie in verschiedenen Siedlungen insgesamt elf Wohnungen an fünf Institutionen.

Deren Bewohnerinnen und Bewohner werden wie alle anderen Mieter im üblichen Rahmen in die Siedlungsaktivitäten einbezogen. Bisher habe man nur positive Erfahrungen gemacht, weiss ABZ-Geschäftsführer Hans Rupp. «Die Wohngruppen sind sehr stabil und völlig integriert. Für uns sind das ganz normale Bewohnende.»

Uno-Konvention verleiht Schub

Dass der Einbezug aller eigentlich für alle Genossenschaften ein Thema sein müsste, hält die «Charta der gemeinnützigen Wohnbauträger» fest; sie verlangt, dass sie für eine gute Durchmischung sorgen, Wohnraum für alle Bevölkerungskreise anbieten und dabei unter anderem auch Behinderte besonders berücksichtigen sollen. Nachdruck verleihen könnte diesem Anspruch nun auch die Uno-Behindertenrechtskonvention. Die Schweiz hat sie 2014 ratifiziert und sich damit zu einer inklusiven Gesellschaft verpflichtet. Die Konvention verlangt, dass Menschen mit einer Behinderung gleichberechtigt und selbstbestimmt über ihr Leben verfügen können. Dazu zählt auch, selber zu entscheiden, wo und wie sie wohnen. Dies dürfte dazu führen, dass künftig noch viel mehr und differenziertere begleitete Wohnangebote entstehen, die in ganz normalen Wohnsiedlungen integriert werden. Im Gegenzug werden isolierte Heime längerfristig wohl zu Auslaufmodellen werden. ➔

40 Wohn- und 30 Arbeitsplätze

Eine Idee, wohin die Reise gehen könnte, geben erste Beispiele. Etwa das 2014/15 bezogene Hunzikerareal der Baugenossenschaft «mehr als wohnen» in Zürich Leutschenbach mit seinem vielfältigen Wohn- und Gewerbeangebot. Bereits in einer frühen Planungsphase war die Stiftung Züriwerk auf das Projekt aufmerksam geworden; sie zählt zu den grössten Institutionen im Kanton, die Wohn- und Arbeitsplätze für Menschen mit kognitiver Beeinträchtigung anbieten.

Rasch war klar, dass man gut zusammenpasst – die Stiftung will ihren Klienten ein Wirken in normalen Lebensräumen ermöglichen, mehr als wohnen strebt eine möglichst breite soziale Durchmischung an. So vermietet nun die Genossenschaft ans Züriwerk mitten in der neuen Grosssiedlung eine Cluster-, zwei Gross- und zehn Kleinwohnungen sowie vier Atelierräume mit dreissig Arbeitsplätzen (siehe *Wohnenextra* 3/2015). In dieser Form und Grösse ist das Projekt eine Premiere.

Nicht alles klappt automatisch

Auf dem Hunzikerareal leben nun vierzig Menschen mit unterschiedlichem Begleitbe-

darf Tür an Tür mit den übrigen Mietern. In den Ateliers, die unter anderem Dienstleistungen wie Abfallrecycling in der Siedlung anbieten, arbeiten zudem teils auch Behinderte, die von extern kommen. Mit dem alltäglichen Miteinander habe man bisher sehr gute Erfahrungen gemacht und die Züriwerk-Bewohner fühlten sich wohl, betonen sowohl die Genossenschaft als auch die Stiftung.

Dennoch hat sich laut Wijnand Franz vom Züriwerk gezeigt, dass Teilhabe am Siedlungsleben nicht für alle automatisch stattfindet.

«Es gibt sehr viel Goodwill, aber auch grosse Unsicherheiten.»

Die weitgehend selbständig lebenden Bewohner der Kleinwohnungen bewegen sich autonom, knüpfen selber Kontakte und besuchen schon mal einen Filmabend oder sonst eine Veranstaltung auf dem Areal. Hingegen ist es für die etwa zwanzig Personen mit hohem Unterstützungsbedarf der zwei Grosswohngruppen schwierig, sich einzubringen. Auch wenn

viele von ihnen dies ausdrücklich wünschten, wie nicht nur eine Evaluation der Hochschule für Heilpädagogik vom letzten Jahr ergab, sondern auch das Betreuungsteam weiss.

Brücken bauen

Wijnand Franz nennt als Beispiel einen Bewohner, der unbedingt auswärts essen gehen wollte, alleine dazu aber nicht in der Lage ist, weil er nicht sprechen kann und auf Betreuung angewiesen ist. «Als wir dann zusammen einen Restaurantbesuch machten, hatte er eine Riesenfreude. Toll war, zu erleben, wie junge Leute dort völlig unkompliziert auf uns zukamen.» Man spüre generell sehr viel Goodwill, es gebe aber auch grosse Unsicherheiten, viele trauten sich nicht, auf Schwerbehinderte zuzugehen.

Deshalb brauche es Vermittlung und eine Art Brückenschlag. Der Sozialpädagoge möchte nun eine Gruppe von Freiwilligen organisieren, mit deren Hilfe die Betroffenen mehr hinausgehen und am Gemeinschaftsleben teilnehmen können. Auch mehr als wohnen überlegt sich derzeit, wie man die Menschen noch besser aktivieren könnte, sagt die Partizipationsverantwortliche Anna Haller.

Vierzig Personen mit einer kognitiven Beeinträchtigung leben auf dem Hunzikerareal von «mehr als wohnen». Neben zwei Wohngruppen mietet die Stiftung Züriwerk auch ein Wohncluster für betreuungsintensive Menschen sowie mehrere Kleinwohnungen für Leute, die weitgehend selbständig leben.



Foto: zvg.



Auf dem Areal Zwicky Süd von Kraftwerk1 betreibt die Stiftung Altried mit grossem Erfolg vier betreute Wohngruppen sowie das Bistro und Hotel «ZwiBack», das von einem gemischten Team betrieben wird.

Bistro und Wohnen

Mitten ins Quartier, zu den Leuten: Diese Chance hat 2015 auch die Stiftung Altried sofort gepackt, als die Bau- und Wohngenossenschaft Kraftwerk1 fürs Areal Zwicky Süd – ein ehemaliges Fabrikareal in Dübendorf, das zu einem neuen Quartier umgestaltet wird – ein Projekt entwickelte. Bereits in ihrer ersten Siedlung Hardturm hatte die Genossenschaft zwei Wohngruppen der Stiftung untergebracht. Auch am neusten Standort lag eine Zusammenarbeit nahe. Doch dieses Mal in einer neuen Dimension: Kraftwerk1 vermietet hier nicht nur vier Fünfeinhalbzimmerwohnungen an betreute Wohngruppen, sondern hat auch den Betrieb eines Bistros samt kleinem Hotel in die Obhut der Stiftung gegeben.

Dort sorgt nun ein Team, darunter vierzehn Menschen mit leichter Beeinträchtigung, rundum für das Wohl der Gäste. «Unser Angebot kommt sehr gut an, und wir operieren kostendeckend», freut sich der Leiter Zentrale Dienste der Stiftung Altried, Christoph Hartmann. Genau so, im Quartier und bei den Leuten, funktioniert die Arbeitsinte-

gration der Zukunft, ist er überzeugt. Eine tolle Sache sei das. Und auch Meta Weiss, Leiterin Integratives Wohnen, ist sehr zufrieden damit, wie sich das Zusammenleben auf dem Areal Zwicky Süd gestaltet. «Die Bewohner der Wohngruppen fühlen sich willkommen und zugehörig.» Hier könnten sie eigene Ideen einbringen und hätten zum Beispiel schon auf eigene Initiative eine Kunstaussstellung fürs Sommerfest organisiert oder zum Spaghettiplausch geladen.

Bewegung auch bei Traditionellen

Auch bei Traditionengenossenschaften tut sich etwas. So hat die Baugenossenschaft Talgut, die in Winterthur 280 Wohnungen besitzt, gut die Hälfte ihres kürzlich fertiggestellten Neubaus Sportparkweg an den Veso (ehemals Verein für Sozialpsychiatrie Region Winterthur) vermietet. Dieser unterstützt Menschen mit psychischen oder sozialen Schwierigkeiten, die ihren Alltag nicht alleine bewältigen können. Mit der zweistöckigen Grosswohnung mit 15 Zimmern und Rund-um-die-Uhr-Betreuung sowie einer Ta-

gesstätte im Erdgeschoss verfügt der Veso nun erstmals über eine geeignete Einrichtung speziell für Menschen ab 55 – ein Angebot, das bislang fehlte und dringend nötig ist.

«Ein Riesenglücksfall», findet Erika Rechsteiner, die die Wohngruppe leitet. Zustande gekommen ist er, weil der Veso bereits seit Jahren Reinigungsarbeiten für die Genossenschaft ausgeführt hatte und man sich kannte. Da ein bereits aufgelegtes Projekt andernorts scheiterte, sprang kurzerhand die WBG Talgut ein – «auch wenn wir keinerlei Erfahrung mit solchen Projekten haben und viel Engagement nötig war, um alles zu koordinieren», erklärt Präsident Heinz Hunn. Ablehnung oder Ängste der anderen Mieter wegen ihren Nachbarn gebe es nicht – schliesslich gelten für die Bewohner der Wohngruppe strenge Vorgaben: Sie müssen an den wöchentlichen Gruppensitzungen teilnehmen, sich regelmässig psychiatrisch betreuen lassen, dürfen keine akuten Abhängigkeiten oder Psychosen haben und kein Risiko für eine Selbst- oder Fremdgefährdung aufweisen. ➔



Fritz Müllestein zählt zu den ersten Bewohnern der Wohngruppe Gutschick. Sie bietet ihm einen sicheren Rahmen. Das neuartige Angebot für Menschen ab 55 mit psychischen Problemen hat der Veso in einem Neubau der WBG Talgut in Winterthur realisiert.



Fotos: Martin Bichsel

Unter der zweistöckigen Grosswohnung betreibt der Veso eine Tagesstätte, die psychisch beeinträchtigten älteren Menschen eine Tagesstruktur mit Werkstatt und Aufenthaltsraum bietet. Solche Angebote sind noch rar, werden aber immer wichtiger.



Halt im Leben

Einer dieser Bewohner ist der 56-jährige Fritz Müllestein, der zuvor seit 2015 in einer anderen Veso-Wohnung lebte. Ernst und nüchtern, aber freundlich erzählt er über sich. «Ich führte lange Zeit ein Doppelleben.» Fritz Müllestein machte das KV, spezialisierte sich auf Versicherungen und Buchhaltung. Früh geriet er in Kontakt mit Drogen. Richtig los davon kam er nicht mehr, arbeitete aber auch immer wieder. Es folgten Auf's und Abs, schliesslich Klinikaufhalte wegen paranoider Schizophrenie, Angstzuständen, Verfolgungswahn. Während einer Psychose verletzte er seinen Vater, landete in der Verwahrung. Düstere Jahre.

Jetzt gehe es ihm besser, stabiler. Um den Rahmen, den ihm die Wohngruppe gibt, ist Fritz Müllestein froh, auch wenn er die Tagesstätte im Haus nicht nutzt. Hergewogen sei er wegen dem modernen Haus, dem schönen Zimmer mit eigenem Bad. Und weil er Erika Rechsteiner kennt, die

schon viel für ihn getan habe. Im Rahmen eines geschützten Büroarbeitsplatzes arbeitet er sechzig Prozent im Telefondienst der ABZ, daneben macht er für Kunden Buchhaltungen. «Nicht wegen dem Geld, sondern, um etwas Sinnvolles zu tun, das geschätzt wird.» Doch, es sei gut hier und gefalle ihm. Etwas fehlten ihm hier aber die jüngeren Leute. Ein feines Lächeln. Wie ein Jungsenior fühlt sich Fritz Müllestein offenbar noch nicht.

Fähigkeiten erhalten

Momentan leben sechs Personen in der Wohngruppe, die langsam aufgebaut wird. Alle, die hier ein neues Zuhause finden sollen, haben eine schwierige Geschichte. «Für ältere Menschen mit psychischen Problemen ist es vor allem wichtig, dass sie eine Tagesstruktur haben und ihre Ressourcen möglichst erhalten können», sagt Erika Rechsteiner. Wer möchte, kann deshalb die Tagesstätte im Erdgeschoss besuchen, die auch exter-

nen Personen offensteht, und dort ohne Leistungsdruck an individuell abgestimmten Beschäftigungsmöglichkeiten teilnehmen. Gespräche, Spiele und handwerklich-gestalterische Tätigkeiten sollen das Wohlbefinden und die Fähigkeit zur Alltagsbewältigung verbessern.

In der Wohngruppe können die Bewohnenden beim Putzen, Waschen und Kochen mithelfen. Geachtet wird auf gemeinsame Mahlzeiten, ansonsten entscheiden sie selber, wie stark sie sich einbringen. Da die meisten Rückzugstendenzen hätten, sei das Bedürfnis nach nachbarschaftlichem Zusammenleben eher gering, aber natürlich könnten Kontakte entstehen, auch dank des gemeinsamen Aussenraums. Das wird sich alles noch entwickeln müssen, zum ersten Mal ist die Veso mitten in einer genossenschaftlichen Siedlung einquartiert. Erika Rechsteiner ist aber zuversichtlich, dass es gut wird hier. Geht man nach den anderen Beispielen, dürfte sie Recht behalten.

Silvia Knaus lebt gern in der Siedlung Kalkbreite. Zu ihren Lieblingsorten zählen der Dachgarten, wo sie ihre Gemüsebeete hat, und die Gartenküche mit grosser Terrasse (im Bild).



WOHNEN MIT ROLLSTUHL

Der Teufel steckt im Detail

TEXT UND FOTOS: LIZA PAPAZOGLU

Menschen mit einer körperlichen Beeinträchtigung treffen im Alltag immer noch auf viele Hürden – trotz Behindertengleichstellungsgesetz und Normen für hindernisfreies Bauen. Wo beim Wohnen die Herausforderungen liegen, weiss Globetrotterin und Kalkbreite-Bewohnerin Silvia Knaus.

Wer über sechzig Länder auf fast allen Kontinenten bereist hat, muss ein neugieriger, unkomplizierter Mensch mit viel Elan sein. Das trifft zweifellos auch auf Silvia Knaus zu. «Reisen war schon immer meine grosse Leidenschaft», sagt die lebenslustige 43-Jährige. Und so liess sie sich auch nicht davon abhalten, fremde Länder und Kulturen zu entdecken, als eine fortschreitende neurologische Krankheit sie in den Rollstuhl zwang. 2002 war dies der Fall, sie war 27. Seitdem war sie unter anderem in China, Kambodscha, Thailand, Neuseeland, Südafrika und Schweden unterwegs, meist auf eigene Faust und bisweilen ziemlich abenteuerlich.

Silvia Knaus hat also viel Erfahrung damit, was es heisst, unter verschiedensten Bedingungen mit einem Rollstuhl unterwegs zu sein. Vergleicht sie ihre Erlebnisse mit denen in der Schweiz, fällt ihre Bilanz gemischt aus. «Die Schweiz befindet sich im oberen Drittel. Es hat in den letzten Jahren Fortschritte gegeben, auch dank dem Behindertengleichstellungsgesetz», findet sie (siehe Box nächste Seite). Gleichzeitig begegneten einem im Alltag immer noch zahlreiche Hindernisse. Zum Beispiel fehlende oder falsch angebrachte Haltegriffe auf Toiletten in Restaurants und Läden, schlecht platzierte Rollstuhlzonen in öf-

fentlichen Verkehrsmitteln oder unüberwindbare Schwellen und Treppen.

Mangelware Wohnung

Hürden gibt es auch beim Wohnen. Ein passendes Zuhause zu finden, ist für Menschen im Rollstuhl oft schwierig: Das Angebot ist immer noch viel zu klein. Ältere Wohnhäuser sind mit fehlenden Liften, schmalen Korridoren und kleinen Räumen häufig nicht geeignet und auch nicht hindernisfrei anpassbar. In Neubauten werden zwar immer häufiger barrierefreie Wohnungen erstellt. Gerade Neubauwohnungen sind aber oft nicht erschwinglich für Menschen, die von Invalidenrente und Ergänzungsleistungen leben. Gemäss einer Umfrage des Behindertenverbands Procap von 2012 leben denn auch nur 18 Prozent der Befragten selbständig in einer vollständig hindernisfreien Wohnung, bei mehr als zwei Dritteln ist die Wohnung nur beschränkt rollstuhlgängig. Die restlichen Personen leben bei Eltern oder Verwandten.

Dies war auch lange so bei Silvia Knaus. Nachdem sie mehrere Jahre in einer WG in Zürich gewohnt hatte, war es ihr irgendwann wegen dem Fortschreiten ihrer Krankheit nicht mehr möglich, in dem Haus mit Treppe zu bleiben. Da sie nichts Passendes fand, zog sie schliesslich 2004 zurück zu ihrer Mutter ins thurgauische Warth – «ein ziemliches

Kaff, wo nur jede Stunde ein Bus fährt». Nicht eben ideal für eine junge unternehmenslustige Frau. Immerhin ermöglichte ihr das günstige Wohnen im Elternhaus, ihrer Reiseleidenschaft auch dann noch zu frönen, als sie nicht mehr arbeiten konnte und IV-Rentnerin wurde. Vorher hatte die Pflegeassistentin mit Jobs in Reisebüros und zuletzt in einem Call Center ihr Hobby finanziert.

Glücksfall Kalkbreite

Die Wende kam für Silvia Knaus, als sie 2012 einen Beitrag über die geplante Genossenschaftssiedlung Kalkbreite in Zürich las. Sie war sofort Feuer und Flamme für das gemeinschaftsorientierte Projekt und bewarb sich für eine der Gross-WGs. Das klappte zwar nicht, schliesslich erhielt sie aber eine kleine Einzimmerwohnung, die zusammen mit zehn weiteren Einheiten und einem gemeinsamen Wohnraum ein Wohncluster bildet. Seit 2014 lebt sie nun dort – und ist sehr zufrieden. «Ich möchte hier nicht mehr weg!», betont sie. Besonders schätzt Silvia Knaus den Clusterwohnraum, wo sie Besuch empfängt, für den ihre Kleinwohnung keinen Platz bietet, und den Dachgarten, wo sie eigene Gemüsebeete pflegt. Überhaupt gefällt ihr das zentrumsnahe Leben mit den vielen Angeboten in der Nähe; in der Siedlung gibt es unter anderem einen Lebensmittelladen, Restaurants und ein Kino, das sie regelmässig besucht.

Als Erstbezüglerin konnte Silvia Knaus gemeinsam mit der Genossenschaft bestimmen, wie die Wohnung am besten an ihre Bedürfnisse anzupassen war. So wurde etwa die Küchenzeile tiefer als üblich gesetzt, unterfahrbar gestaltet und mit einem Rollkorpus versehen. Der Kühlschrank wurde so platziert, dass die Rollstuhlfahrerin auch in die Gemüseschublade greifen kann. Zudem erhielt das Bad ein tiefer montiertes Lavabo mit versetztem Spiegel und statt einer Duschanne einen Fliesenboden, die Wohnungstür einen verlängerten Griff. Solche Anpassungen sind üblich und wurden von der Genossenschaft auch bezahlt.

Der Teufel steckt im Detail

Darüber ist Silvia Knaus auch sehr froh. Dennoch gibt es auch Elemente, die man nicht bedacht oder bei der Umsetzung nicht berücksichtigt hatte. Silvia Knaus weist auf die Schiebetüre zum Badezimmer. «Hier wurde zuerst eine Türe eingebaut, die nach innen aufgeht. Solche Türen sind unzulässig, da man sie nicht öffnen kann, wenn jemand stürzt und den Weg blockiert.» Auch die Gegensprechanlage wurde zuerst zu hoch und für sie unbenutzbar angebracht. Genau solche Details sind es, die unnötige Hindernisse schaffen und bei nachträglichem Umrüsten Kosten verursachen, die vermeidbar wären.

Hindernisfreies Bauen

In der Schweiz gibt es seit den 1980er-Jahren Richtlinien, die allen Menschen die Nutzung von Gebäuden ermöglichen sollen. Das 2004 in Kraft gesetzte Behindertengleichstellungsgesetz (BehiG) verlangt unter anderem, dass beim Bau von Wohnhäusern ab neun Wohnungen Erschliessung und Zugänglichkeit gewährleistet sind; Bestimmungen für das Wohnungsinnere kennt es aber nicht. Solche finden sich in kantonalen und kommunalen Gesetzen, sie variieren allerdings beträchtlich. Seit 2009 legt die Norm SIA 500 Minimalanforderungen für hindernisfreie Bauten fest; SIA-Normen sind vom Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein (SIA) erstellte Bauregeln, die zwar keine Gesetzeskraft haben, aber allgemein anerkannt sind.

Hindernisfreie Wohnbauten gemäss Norm SIA 500 sind so zu gestalten, dass sie vom Hauszugang bis zum Wohnungsrundriss auch von Personen mit Rollstuhl genutzt oder besucht werden können. Konkret bedeutet dies vor allem, Hindernisse wie Stufen und hohe Schwellen zu vermeiden und Durchgangsbreiten sowie Bewegungsflächen ausreichend zu dimensionieren, so dass man mit einem Rollstuhl wenden und manövrieren kann. Das gilt sinngemäss auch für Sanierungen, allerdings nur, soweit es

baulich möglich und nicht unverhältnismässig teuer ist. Wohnungen sollen zudem mit möglichst geringem Aufwand individuell anpassbar sein; dies betrifft insbesondere Badezimmer und Küchen.

Neben den Mindestanforderungen sollten folgende Aspekte beachtet werden:

- auch bei Balkonen und Terrassen auf Schwellen verzichten und Wendeflächen einplanen
- Zugänglichkeit des Aussenraums ermöglichen durch erreichbare Grillstellen, Ruhezone, Spielplätze usw.
- Nebenräume wie Keller und Waschküche mitbedenken, Geräte erreichbar platzieren
- Bedienelemente wie Gucklöcher, Gegensprechanlagen oder Lichtschalter erreichbar platzieren
- auf Markierungen, Kontraste, eine gute Beleuchtung und Gegensprechanlagen mit Kamera setzen, das hilft Seh- und Höreingeschränkten
- schwere Türen vermeiden oder mit automatischen Türöffnern versehen
- Badezimmer mit Duschen anbieten

Informationen: Fachstelle für hindernisfreies Bauen, www.hindernisfreie-architektur.ch



Die Küche wurde von Beginn weg nach Wünschen der Rollstuhlfahrerin gestaltet, unter anderem mit einer unterfahrbaren Küchenzeile.



Zu den Hindernissen im Alltag gehören Schwellen wie die, die den Clusterwohnraum mit dem Balkon verbindet.

Auf einem Rundgang zeigt Silvia Knaus weitere Beispiele suboptimaler Ausstattung. Bei ihrem Clusterwohnraum etwa ist die Schwelle zum Balkon zu hoch geraten; hinausfahren kann sie notfalls selber, zurück von der tiefer liegenden Balkonfläche in den Raum schafft sie es nicht allein. Weiter geht es zur Waschküche. Diese konnte sie am Anfang nicht benutzen; man hatte als Diebstahlschutz Gitterräume eingebaut, die Rollstuhlfahrern den Zugang zu Waschmaschine und Tumbler versperrten. Sie mussten wieder entfernt werden. Durch die ganze weitläufige Siedlung geht es, rauf und runter, hier in einen Lift, dort über eine Rampe. Der Rollstuhl erfordert Umwege. Zudem sind viele der zahlreichen Türen, die es zu passieren gilt, sehr schwer, etwa diejenige zum Velokeller, wo das Swiss-Trac-Zuggerät von Silvia Knaus für den Rollstuhl steht. Sie demonstriert, dass es für sie praktisch unmöglich ist, die Tür aufzuschliessen und zu sich aufzuziehen. Ein automatischer Türöffner, wie er kürzlich beim Eingang zur Réception angebracht wurde, wäre hier eine grosse Erleichterung. Im Hof schliesslich sieht man, dass der nur über Stufen erreichbare Gemeinschaftsraum des Grosshaushalts für die Rollstuhlfahrerin alleine genauso wenig zu überwinden ist wie der Treppenlauf um den Hof.

Bedauerlich findet Silvia Knaus auch, dass das gut ausgerüstete Behinderten-WC im Siedlungszentrum wegen unerwünsch-

ten nächtlichen Besuchern verschlossen statt mit einem Eurokey ausgerüstet wurde; ein solcher Schlüssel ermöglicht es Rollstuhlfahrenden, in ganz Europa Anlagen für Behinderte zu öffnen. Auch wurde in der Kalkbreite das einzige hindernisfreie Gästezimmer mit eigenem Bad wegen Platzbedarf zu einem Büro umfunktioniert – mit der Folge, dass Freunde von Silvia Knaus nun nicht mehr dort übernachten. «Natürlich kann ich die Beweggründe für solche Entscheide nachvollziehen», sagt sie. Für Menschen wie

«Ich möchte hier nicht mehr weg!»

sie erschwerten sie aber den Alltag. Gleichwohl will sie nicht klagen. Im Gegenteil: «Ich bin glücklich hier und wirklich froh, ein bezahlbares Zuhause zu haben.» Sie weiss, dass Fälle wie die Kalkbreite, wo die Genossenschaft gleich vier Rollstuhlfahrern Wohnungen vermietet und sehr viel Entgegenkommen bewies, immer noch zu den Ausnahmen zählen.

Universelles Design

Auch Marianne Rybi, Geschäftsleiterin der Behindertenkonferenz Kanton Zürich (BKZ), weiss, dass es beim hindernisfreien Bauen noch viel zu tun gibt. «Die gesetzlichen Vor-

schriften sind an sich ausreichend. Sie werden aber oft nicht konsequent umgesetzt. Deshalb gibt es auch bei neuen Gebäuden oft Optimierungsbedarf.» Zudem gingen Seh- und Hörbehinderte meist gänzlich vergessen. Ihnen würden zum Beispiel Markierungen, Kontraste und gute Beleuchtung bei der Orientierung helfen. Bei vielen Bauherren fehle es am nötigen Bewusstsein. «Sie sollten von Beginn weg überlegen, wie sie Bauten für alle möglichst gut nutzbar gestalten», sagt sie. Fachleute plädieren denn auch schon seit längerem für ein «universelles Design» – schliesslich profitieren beispielsweise von gut begehbaren Wegen oder leicht zu öffnenden Türen nicht nur Rollstuhlfahrer, sondern auch Kinder, ältere Menschen, Leute mit Gipsbein oder mit Einkaufstüten in der Hand. Wer so plane, mache bessere Bauten und müsse später auch nicht teuer umrüsten.

Naheliegender wäre es deshalb, Behinderte möglichst früh in die Planung einzubeziehen. Das findet auch Silvia Knaus. «Ich wünschte mir, dass dies zum Normalfall wird.» Beim nächsten Projekt Zollhaus der Genossenschaft Kalkbreite jedenfalls, das bereits im Bau ist, konnte sie schon einige Inputs anbringen, und sie ist auch sonst bereit, ihre Erfahrungen weiterzugeben. Erst einmal heisst es aber packen. In ein paar Tagen steht die nächste Reise an, nach Dubai. Selbstverständlich mit dem Rollstuhl und viel Unternehmungslust im Gepäck.